

Nr. 295 Bydgoszcz/ Bromberg, 28. Dezember 1938

Vierzehn Tage mit Edith

Roman von Katrin Holland.

(23. Fortsetzung.) ——

Sie bogen auf die Chaussee und fuhren in raschem Tempo in den nächsten kleinen Ort, wo der Anwalt ausstieg, telephonierte und Edith schließlich in ein kleines Restaurant führte, das für seine Fischspezialitäten bekannt war.

„Seit wann kennen Sie Michael?" fragte er sofort, nachdem er die Bestellung aufgegeben hatte.

Edith schilderte schnell, unter welchen Umständen sie Michael zuerst in Paris getroffen hatte, sie erwähnte flüchtig die Reise, daß sie in Hollywood gewesen, kein Geld mehr gehabt und ihn um Hilfe gebeten hatte und schließlich hierher zu ihm gefahren sei.

Der Anwalt hörte ihr zu, ohne auch nur ein einziges Mal zu unterbrechen. Hin und wieder nickte er, als bestätigte er sich etwas.

„Mister Dupont", fragte Edith — sie rauchte jetzt nervös und in großen hungrigen Zügen —, „Mister Dupont, an welcher rätselhaften Krankheit leidet Mister Miller? Warum glaubt er, sterben zu müssen, so sehr bald sterben zu müssen?"

„Welches Interesse nehmen Sie an Michael?"

Edith zögerte, senkte den Kopf, hob ihn und sagte langsam: „Ich liebe ihn, Mister Dupont, ich liebe ihn . . . ich liebe Mister Miller."

„Er heißt weder Miller, noch ist er krank, noch braucht er zu sterben", sagte Dupont und ließ sie nicht aus den Augen. „Er heißt Michael Rauter. Er war fünf Jahre in einer französischen Irrenanstalt und hat sich in den Kopf gesetzt, einen Menschen zu töten und danach Selbstmord zu begehen." Er sah sie scharf an. „Warum erschrecken Sie nicht?" fragte er. Er wurde immer erstaunter, als er Edith lachen hörte.

„Warum lachen Sie?" sagte er streng und böse.

„Weil ich glücklich bin", erwiderte Edith und lächelte noch immer. „Wenn er nicht krank ist, braucht er nicht zu sterben, brauchen wir uns nicht zu trennen, können wir heiraten, können wir . . ."

„Sie haben mich nicht verstanden", sagte Dupont und legte seine kleine Greisenhand auf ihre Finger. „Hören Sie zu, Edith Zylander, Sie dürfen jetzt nicht lachen, Sie müssen sich jetzt einmal ganz und gar vergessen. Michael ist krank. Es ist eine fixe Idee, daß er diesen Mann erschießen und dann selber sterben muß."

Er rückte näher an sie heran. Er sprach schnell und eindringlich. In kurzen Worten schilderte er ihr Michael Rauters Schicksal.

„So liegt die Sache", schloß er. „Was er Ihnen erzählte, ist eine fromme Lüge. Er will Sie nicht heiraten, weil Sie keinen Namen tragen sollen, der mit einem Mord im Zusammenhang steht, denn es ist Mord, und das weiß auch Michael. Wie die Dinge sind, weiß ich selber nicht, was ich tun soll, ich habe ihm geraten, so gut ich konnte, zu warten, nichts zu übereilen, die Nerven zu behalten, die Geduld nicht zu verlieren. Ich bin am Rande meiner Weisheit. Ich weiß nicht, was ich tun soll, um ein Unglück zu verhüten. Das letzte, was ich aus ihm herausholen konnte, waren diese zwei Wochen Wartezeit, während derer ich versuchen sollte, eine Möglichkeit ausfindig zu machen. Es ist mir nicht gelungen. Ich habe Michael allerhand erzählt. Er glaubt mir kein Wort, weil er mir nicht glauben will. Es ist wie ein Fieber in ihm. Sie sollen nicht weinen, Kind. Soll ich ihn einsperren lassen in ein Sanatorium? Soll ich ihn anzeigen? Soll ich den andern warnen? Der Mord muß verhütet werden."

„Er liebt mich", flüsterte Edith, in Gedanken versunken.

„Nein", sagte Dupont, „das ist das Unglück. Ein bißchen vielleicht, wie ein Mann ein hübsches Mädchen lieb hat; wie ein Mensch, der alles riskieren will, dem sein eigenes Leben einerlei ist, noch lieben kann — soweit mag er Sie lieben. Aber er liebt Sie nicht genug, Edith Zylander, sonst würde er diesen irrsinnigen Plan fallen lassen, würde mit Ihnen ein neues Leben aufbauen, abwarten, bis sich eine Gelegenheit ergibt. Es tut mir leid", setzte er leise hinzu, als er ihr Gesicht jetzt sah, „aber anders kann ich leider die Dinge nicht betrachten."

Edith schwieg. Sie trocknete die Tränen. Dupont hatte recht. Ein Mann, dem alles einerlei war, konnte nur relativ lieben. Er liebte den Haß mehr, die Rache war ihm mehr als sie. Das war die nackte Wahrheit, es half nichts, sich etwas vorzumachen.

„Was können wir tun?" fragte sie. „Mister Dupont, ich liebe ihn . . . ich verstehe ihn, niemand kann über seinen Schatten springen — wir müssen ihm helfen."

Dupont sah sie lange und aufmerksam an.

„Versuchen Sie Ihr möglichstes, ihn zu halten, und versprechen Sie mir, mich sofort zu benachrichtigen, sobald Michael Miene macht, abzureisen. Das läßt mir Zeit genug, im letzten Augenblick noch einzugreifen. Wenn es zum Schlimmsten kommt, nun, dann muß ich ihn eben festnehmen lassen."

„Das würde er nicht überleben."

„O doch, Sie wissen nicht, wie stark Haß sein kann. Er würde alles überleben, alles durchhalten, um zum Ziel zu kommen."

„Aber Sie dürfen es nicht tun. Er hat Ihnen vertraut. Sie dürfen ihn nicht verraten."

„Er hat mir nicht vertraut. Ich wäre ein schlechter Menschenkenner, wenn ich nicht wüßte, was er denkt. Ich habe ihn seit dreißig Jahren gekannt. Es ist meine Pflicht, einzugreifen. Kann ich mich auf Sie verlassen?"

„Wenn ich nein sage?" fragte Edith und sah Dupont an.

„Dann würde ich mich gezwungen sehen, im nächsten Augenblick Schritte zu unternehmen. Sie haben die Chance, vielleicht gelingt es Ihnen. Auf jeden Fall müssen Sie mich benachrichtigen. Immerhin braucht er von hier, um nach Newyork zu kommen, vierundzwanzig Stunden, und — wie gesagt — das reicht für mich aus. Habe ich Ihr Wort?"

„Ich verspreche es", sagte Edith. Sie war blaß bis an die Lippen und zitterte.

Sie standen auf, Dupont fuhr sie bis zur Kreuzung zurück.

„Leben Sie wohl, Kind", sagte er, „ich wünsche Ihnen alles Glück. Auf Wiedersehen!"

Edith sah dem dahingleitenden Wagen für eine kleine Weile nach. Dann lief sie durch den Wald. Sie war ganz außer Atem, als sie schließlich am Haus anlangte.

Delilah stand auf der Terrasse und schlug nach Leibeskräften auf dem großen Gong herum. Sie schrak zusammen, als Edith unvermutet neben ihr auftauchte.

„Wo waren Sie denn nur, um Gottes willen. Mister Michael glaubte an ein Unglück, glaubt, Sie seien von einer Schlange gebissen, überfallen worden oder im Meer ertrunken. Er sucht Sie seit zwei Stunden."

„Macht nichts", sagte Edith und warf sich in einen Liegestuhl. „Macht nichts, Delilah. Nein, laufen Sie nicht hinunter. Er wird schon wiederkommen, wenn er mich nicht findet."

VIII.

Sie lag noch auf dem breiten Liegestuhl, als Michael ungefähr eine Stunde später zurückkam. Sie sah das kleine weiße Segel schon von weitem über dem blauen stillen Wasser der Bucht auftauchen. Also hatte er das Boot gefunden! Sie beobachtete ihn, wie er die Jolle an Land hinaufzog und dann schnell über die Wiese zum Hause heraufkam. Sie regte sich nicht. Sie blieb sehr still liegen und sah ihm entgegen.

Sein Gesicht war weiß, seine Augen starr und die tiefe Falte zwischen Nase und Mund trat stärker als gewöhnlich hervor. Plötzlich sah er sie. Er blieb stehen. Sie sahen sich an, keiner fand sofort das richtige Wort. Dann sagte er: „Da bist du also. Gott sei Dank, daß du da bist. Ich wollte eben die Polizei benachrichtigen."

Edith antwortete nicht. Er kam langsam näher, zog einen Stuhl dicht an sie heran und setzte sich. Mechanisch begann er seine Pfeife zu stopfen. Eine kleine blaugraue Rauchfahne stand in der Luft.

Edith wartete. Sie dachte: Dupont hat recht. Dupont hat recht.

„Wie konntest du das tun . . .", sagte er schließlich.

„Was?" fragte sie und öffnete kaum die Lippen.

„Fortgehen . . ."

„Du hattest mich fortgeschickt."

„Ich habe mich maßlos um dich geängstigt."

„Das tut mir leid, aber ich hatte es plötzlich satt, zu warten, bis du mich rufst und bin spazierengegangen."

Sie sah ihn schräg von der Seite an. Sein Gesicht war verschlossen, eine undurchdringliche Maske. Ja, sie würde ihr Wort halten. Sie würde Dupont benachrichtigen. Sie würde ihn ausliefern und sollte es ihr Herzblut kosten. Er durfte nicht draufgehen. Was für ein Irrsinn!

„Das ist das Unglück — er liebt Sie nicht genug — das Gefühl des Hasses in ihm ist stärker als seine Fähigkeit zur Liebe — —" Die Worte klangen in ihr. Sie konnte sie nicht vergessen. Er liebt Sie nicht genug.

Er hatte sich aufgeregt! Er hatte sich um sie geängstigt!

Wenn sie fortginge, heimlich, ohne daß er wußte, wo er sie finden konnte, konnte das ein Weg sein, ihn vorläufig von seinem Plan abzubringen? Würde er sie suchen, würde er . . .? Wieder sah sie ihn an. Sie konnte die Frage nicht beantworten. Vielleicht ja, wahrscheinlich aber nein. Er war an diesem Morgen zum ersten Male ungeduldig gewesen. Vielleicht hatte er es nicht gemerkt, aber Edith hatte seine plötzliche Nervosität empfunden, hatte gespürt, daß sie ihn stähle, ein kleines Hindernis, das er überrennen wollte.

Eine solche Handlung konnte gerade die gegenteilige Wirkung erzeugen. Er würde glauben, sie verloren zu haben und da er wußte, daß ihr Leben keine Zukunft hatte, daß sie doch nicht beieinander bleiben konnten, nur den Zufall begrüßen, der ihm seine ganze Freiheit zurückgab.

„Michael, es gibt in Paris einen bekannten Chirurgen, der die kompliziertesten Operationen wagt. Vielleicht besteht doch eine Möglichkeit. Laß uns abreisen. Laß uns nach Europa fahren, laß es uns versuchen."

Er schüttelte den Kopf. Er ging gar nicht darauf ein.

„Warum nicht?" fragte sie.

„Ich würde als toter Mann ankommen."

„Michael", flüsterte Edith in die große Stille, „in den nächsten Tagen möchte ich einen Arzt aufsuchen."

Er wandte sich ihr schnell zu.

„Was fehlt dir? Fühlst du dich nicht wohl? Wir können sofort . . ."

„Wenn ich nun ein Kind bekäme?"

Sie wünschte sich ein Kind, wollte ein Kind von ihm, darum durfte sie auch diese verlogene Andeutung machen.

Sie beobachtete ihn scharf. Er stand auf. Ging langsam auf und ab.

„Möchtest du, daß wir heiraten?" fragte er schließlich.

Edith schwieg.

„Auch du warst ein Kind, das nach dem Tode seines Vaters geboren wurde . . .", sagte er sinnend.

Edith wandte den Kopf fort. Es gab für ihn keine Zukunft. Er war nicht bereit, ein neues Leben aufzubauen. Die Lüge war sinnlos.

„Michael", sagte sie und starrte auf das grüne Drahtgitter, das die Veranda gegen Insekten schützte, „ich kann mir ein Leben ohne dich nicht mehr vorstellen. Wenn du nicht mehr bist, so wird das Leben für mich auch aufhören."

„Warum drohst du?" fragte der Mann und sein Gesicht verhärtete sich. „Warum machst du es mir noch schwerer?"

„Ich drohe nicht, ich will es dir nicht schwerer machen, ich habe nur gesagt, was ich denke."

„Ich kann es doch nicht ändern. Ich kann doch nichts dafür. Ich kann doch nicht gegen Schicksal und Tod und Vorherbestimmung ankämpfen."

Er ließ sie nicht an sein dunkles Geheimnis heran. Ein Abgrund sprang zwischen ihnen auf, über den keine Brücke mehr führte. Er schloß sie aus.

In diesen letzten Tagen und Stunden schloß er sie aus seinem Fühlen, Denken und Handeln aus. Die tiefe Gemeinsamkeit, die zwischen ihnen geherrscht, schien plötzlich zerrissen. Sie waren zwei wildfremde Menschen. Wie sinnlos das Leben war, wie sinnlos, einen Menschen zu lieben, der unerbittliche Grenzen seiner Entwicklung setzte. Er schauspielerte, er spielte ihr die Komödie eines kranken Menschen vor, nur die allerletzte Konsequenz stimmte, zum Tode verdammt, aber nicht das Leben, noch das Schicksal: er selbst verdammte sich dazu.

„Ich kann dir nicht helfen", sagte der Mann, „ich habe es bei Gott nicht gewollt, daß du mich liebtest, niemand kann dem anderen helfen, Edith. Aber ich hielt dich für egoistischer, für vernünftiger. Ich dachte, du seiest ehrgeizig, du wolltest es zu etwas bringen. Ich dachte, alles andere seien Meilensteine zu deiner Karriere. Wenn ich nicht gewußt hätte, daß du ein Ziel hast, ein Ziel, ich hätte dich nie geküßt. Ich glaubte, du seiest kein Mädchen, dessen Sehnsucht zu Ende ist, wenn es den richtigen Mann gefunden hat, das sich zufrieden gibt, Frau und Mutter zu sein."

„Vielleicht hast du dich geirrt."

Er zuckte die Schultern.

„Mein Liebling", sagte er sanft, aber ergeben, „ich wünsche dir von Herzen eine glückliche Zukunft. Ich bin sicher, daß du eines Tages etwas erreichen wirst, es wäre so völlig sinnlos, einer kurzen Liebe wegen sein ganzes Leben zu opfern."

Er würde ihr nicht helfen. Sie hätte hier im Augenblick vor ihm Selbstmord begehen können, er würde versucht haben, es zu verhindern, aber es würde ihn keinen Zoll von dem Wege abbringen, den er sich zwang zu gehen.

Edith war nahe daran, ihm zu sagen, daß sie sein Geheimnis kannte. Sie wollte aufspringen ihm ins Gesicht schreien: „Du lügst!" Sie setzte die Lippen hart aufeinander. Sie schwieg. Er liebt Sie nicht genug — hörte sie Duponts Stimme. —

(Fortsetzung folgt.)

Die Laterne.

Heitere Theaterskizze von **Oswald Förderer.**

Es geschah vor fünf Jahren, daß in einer Stadt nach mehreren seichten Schwänken und inhaltlosen Operetten ein Teil des Publikums sich auf sich selbst und die Überlieferung des Theaters besann und die Intendanz bat, einen Klassiker zu geben. Diese Forderung zu erfüllen, bereitete jedoch einige Schwierigkeiten, da man bei der Verpflichtung der Künstler hauptsächlich Wert auf die heitere Seite gelegt hatte. Endlich entschloß sich die Theaterleitung Shakespeares Hamlet zu geben. Und so kam es, daß die Rolle des ersten Totengräbers mit dem Komiker Eugen Sandhub besetzt wurde.

Sandhub, die Schwankkanone, versprach dem Intendanten feierlich, sich völlig dem Geist des Werkes zu unterwerfen. Wirklich! Sandhub flocht keine Glossen ein.

Als auf der Bühne die wirklichen Kulissen auftauchten, als das Grab, darin der Totengräber schaufeln sollte, schon hergerichtet war, konnte der Mime bereits ohne Souffleuse seinen Text wundervoll!

Der Spielleiter war auf das angenehmste überrascht, denn Sandhub war ein unsicherer Kandidat, der die Mitspielenden oft zur hellsten Verzweiflung brachte.

Nachdem das Bild durchgespielt war, sollte es wiederholt werden, und wieder betrat Sandhub mit Spitzhacke, Schaufel und Laterne die Bühne.

Das Spiel verlief glatt. Bei der Kritik sagte der Spielleiter zu Sandhub: „Das nächste Mal ohne Laterne kommen!"

Am nächsten Tage dasselbe Bild. Wieder trat Sandhub mit Spitzhacke, Schaufel und Laterne auf. Von unten aus dem Parkett, wo der Spielleiter hinter seinem abgeblendeten Regietisch saß, donnerte die Stimme des Gewaltigen zur Bühne hinauf: „Sandhub, lassen Sie gefälligst die Laterne weg! Ich habe keine Lust, jede Anmerkung zweimal zu sagen!"

Sandhub murmelte etwas in seinen Bart.

„Was murmeln Sie, Sandhub? Legen Sie gefälligst Ihre Laterne fort, und lassen Sie Ihre Randbemerkungen!"

„Ei, i' kann ohn' mei' Latern nicht spielen", entgegnete in Frankfurter Dialekt der Komiker, „i' hab' die Roll' schon früher mit mei' Latern' gespielt!"

„Zum Donnerwetter, halten Sie die Probe nicht auf! Es bleibt bei meiner Anordnung."

Als Sandhuber umständlich, mit der Laterne in der Hand, aus dem Grab zu klettern versuchte, um, wie angeordnet, die Laterne von der Bühne zu schaffen, rief ihm der Regisseur ungeduldig zu, die Lampe in Teufels Namen heute noch dazulassen und mit der Szene zu beginnen! Er konnte es sich nicht versagen, herzhaft über Unterbrechungen zu schelten.

Endlich ist das Werk startbereit zur Generalprobe. Nervöser und aufgeregter als sonst hasten die Darsteller, die Betreuer der Garderobe, die Beleuchter, die Friseure und Bühnenarbeiter. Das Haus gleicht einem Bienenkorb.

Die Generalprobe ist bühnentechnisch und künstlerisch gut bis zur Totengräberszene verlaufen. Der Umbau ist fast vollendet, als der Regisseur bei der Überprüfung des Bühnenbildes feststellt, daß neben der Spitzhacke und der Schaufel wieder die brennende Lampe steht . . .

Sandhuber ist in die Garderobe gegangen, um dort eine Zigarette zu rauchen. Der Spielleiter nimmt die Laterne mit sich in den Zuschauerraum und sagte zu seinem Assistenten, der am Regietisch sitzt: „Bin doch wirklich neugierig, was der Sandhub ohne die Laterne machen wird!"

Die beiden dumpfen Gongschläge, die den Anfang des Bildes künden, klingen durch die Leere des Raumes. Der Vorhang rauscht zur Seite. Was geschieht? Es tritt nur ein Totengräber auf, Sandhub ist weder zu sehen noch zu hören, und da er den Dialog zu beginnen hat, gebärdet sich sein jüngerer Kamerad, ein Anfänger, völlig hilflos.

„Zum Donnerwetter noch mal, Sandhub, wo stecken Sie denn?" brüllt der Regisseur zur Bühne hinauf.

Jetzt hört man aus dem Requisitenraum hinter der Bühne Sandhubs Fluchen hinüberdringen. Es scheint, daß er wild einige Gegenstände durcheinander wirft.

„Sandhub!" brüllt der Spielleiter. „In drei Teufels Namen: was treiben Sie da?"

Brummelnd kommt Eugen Sandhub auf die Bühne. „Ei, mei' Latern' is verschwunden . . . ohn' mei' Latern' kann i' kein Theater nit spiele!"

„Scheren Sie sich gefälligst in Ihr Grab! Ich habe Ihre Lächerlichkeiten jetzt endgültig satt.

Zum Inspizienten gewendet, befiehlt der Spielleiter, daß für Sandhub ein Strafzettel ausgestellt werden solle, der ihm sogleich hinunterzureichen ist. Dann fällt der Vorhang.

Wieder ertönen die dumpfen Gongschläge, und wieder fliegt der Vorhand zur Seite. Beide Totengräber sind auf der Bühne, und es hat den Anschein, als wolle alles zur Zufriedenheit enden. Doch, wehe dem guten Omen . . . es klingt kein Wort über die Rampe.

„Sandhub, was ist schon wieder los? Warum spielen Sie nicht?" fragt mit matter Stimme, halb verzweifelt der Spielleiter.

„I' hab' doch gleich gesagt, i' kann ohn' mei' Lamp' nit spiele!" erwidert Sandhub aus seinem Grabe heraus.

„Was hat denn die Laterne mit Ihrem Dialog zu tun?" schnaubt der Spielleiter.

„I kann", beginnt stockend der Sandhub, „im Grab mei' Roll' ohne Laterne nit lesen. I' hatt' der Souffleuse ausdrücklich gesagt, sie brauche mir nit zu soufflieren."

Mit schallendem Gelächter, zur allgemeinen Erheiterung der Kollegen, endete dieser Vorgang. **Und da die Theatermenschen alle abergläubisch sind und eine Uraufführung nur dann gut zu werden verspricht, wenn es auf der Generalprobe gehörig kracht, so wurde Sandhubs Strafzettel in eine gelinde Verwarnung umgeändert.**

In dem Lichte wohnt das Heil!
Doch der Pfad ist uns verloren
Oder unerklimmbar steil:
Wenn wir außer uns ihn steigen,
Werden wir am Abgrund schwindeln,
Aber in uns selbst da zeigen
Klar und rein die Pfade sich:
Glauben, Hoffen, Lieben, Schweigen.
Laßt uns diese Pfade steigen!
Daß wir nicht am Abgrund schwindeln.
Wollte Gott herab sich neigen
Und uns seine Hände reichen:
Sieh den Gottessohn in Windeln!

Clemens Brentano

Reise nach Amerika vor hundert Jahren.

Mancher von denen, die heute durch Paßmauern von ihrem Erbonkel in Amerika getrennt, ihr kümmerliches Leben fristen müssen, mag mit Neid daran denken, wie leicht man früher nach Amerika kommen konnte, als es vollkommen ausreichend war, wenn man über das notwendige Fahrgeld verfügte.

Solange der Auswanderer von heute noch nicht sein Visum hat, gibt es Grund genug für ihn, seinen vor 100 Jahren ausgewanderten Urgroßonkel zu beneiden. Ob er aber immer noch Grund dazu hat, wenn die notwendigen Formalitäten erledigt sind, das läßt sich doch bestreiten. Die viele Wochen dauernde Fahrt auf den damals hochmodernen Dreimastschonern ist sicher nicht immer ein reines Vergnügen gewesen. Wenn man einen der in der damaligen Zeit abgeschlossenen Überfahrtskontrakte durchliest, wird man doch recht nachdenklich gestimmt.

„Ich, Kapitän . . .", heißt es in diesem Kontrakt, verpflichte mich, die unten gezeichneten Passagiere von Amsterdam getreulich, wenn Gott uns eine glückliche Reise gibt, nach Philadelphia in Nordamerika überzuführen, ihnen die nötige Bequemlichkeit im Schiff zu geben und ferner zu versorgen mit den am Fuße dieses gemeldeten Speisen, für welche nur die übereingekommene Fracht muß bezahlet werden und wofür täglich unter den Passagieren soll ausgeteilt werden, nämlich:

Sonntags: 1 Pfund Rindfleisch mit Gersten, zwei Suppen.

Montags: 1 Pfund Mehl und 1 Pfund Butter für die ganze Woche.

Dienstags: ½ Pfund Speck mit Erbsen gekocht.

Mittwochs: 1 Pfund Mehl.

Donnerstags: 1 Pfund Rindfleisch mit Erdäpfeln.

Freitags: ½ Pfund Reis.

Sonnabends: ½ Pfund Speck mit Erbsen, 3 Suppen, 1 Pfund Käse und 8 Pfund Brot für die ganze Woche.

Daneben ein Maß Bier und ein Maß Wasser für den Tag. Da das Bier bald sauer wird und dann für die Gesundheit der Passagiere äußerst schädlich ist, so wird nur für einen Teil der Reise Bier mitgenommen werden und, wenn dieses aus ist, die doppelte Portion Wasser gereicht werden. Auch wird Essig auf dem Schiff vorhanden sein, nicht allein dasselbe reinlich zu behalten und um allezeit gut und frische Luft zu machen, sondern auch in Sonderheit für Erquickung der Leute." —

Soweit die Versprechungen des Kapitäns. Die Passagiere ihrerseits mußten sich verpflichten,

„sich während der Reise still und wie gute Passagiere zu betragen und mit den übereingekommenen Speisen und Getränken vollkommen zufrieden zu sein und in Ansehung des so raren Wassers und weiterer Provision, wenn es die Notwendigkeit durch widrigen Wind oder lange Reise erfordert, sich darein zu schicken nach den Maßregeln, so der Kapitän notwendig finden wird."

Die Schiffahrtsgesellschaften konnten meist damit rechnen, daß ein großer Teil der im voraus bezahlten Lebensmittel nicht verbraucht wurde. Es konnte bei der Festsetzung des Fahrpreises mit einkalkuliert werden, daß die Mehrzahl der Passagiere kurz nach dem Passieren des Kanals seekrank wurde und es bis zur Ankunft in Amerika blieb. Der Auswanderer vor 100 Jahren mußte darauf gefaßt sein, über zwei Monate lang im Kampf mit seinem revoltierenden Magen zuzubringen.

Über die Unterbringung der Passagiere auf dem Schiff verrät der Kontrakt nichts. Man kann aber in der Anzeige einer Reederei aus dem Jahre 1850 lesen, daß als höchste Errungenschaft auf einem neuen Schiff jeder Passagier ein eigenes Bett habe. Woraus ohne weiteres geschlossen werden darf, daß vor hundert Jahren dieser Gipfel des Komforts noch nicht erreicht war . . .

 **Bunte Chronik** 

Kommt das Zeitalter der Riesen?

Die Menschen werden größer! Mit dieser Feststellung erstattet das Institut für Anthropologie in London den Bericht über einen von seinen wissenschaftlichen Mitarbeitern gemachten Versuch. Man hat bei einer Untersuchung von 70 000 Familien festgestellt, daß in 90 Prozent aller Fälle die Söhne größer sind als ihre Väter. Daraus kann man zweifellos auf eine Wachstumszunahme der Menschheit schließen, zumal derartige Forschungen auch in anderen Ländern ein ähnliches Resultat gezeigt haben. Es ergibt sich dabei fast stets die gleiche Ziffer: in neun von zehn Fällen wachsen die Söhne ihren Vätern „über den Kopf", und zwar in des Wortes wahrstem Sinne. Ein Kreis von Anthropologen ist geneigt, aus dieser auffallenden Erscheinung auf ein zukünftiges „Zeitalter der Giganten" zu schließen, das freilich, da die Entwicklung ja sehr langsam vonstatten geht, noch in weiter Ferne liegen wird. „Wenn diese Wachstumszunahme anhält", erklärte Professor Woodruffe unlängst in einem Vortrag, „wird in 5000 Jahren eine Rasse von Riesen die Erde bevölkern, für die das Durchschnittsmaß mehr als zweieinhalb Meter beträgt." — Wie will der gute Mann das wohl vorausberechnen? Es ist dafür gesorgt, daß die Bäume und die Menschen nicht in den Himmel wachsen!

Bismarck und die Zahl 3.

Bismarck, ansonst jedwelcher Geheimwissenschaft abhold, war fest davon überzeugt, daß die Zahl 3 in seinem Leben eine große Rolle spielte. Besonders in seinen letzten Lebensjahren kam er oft darauf zu sprechen. Tatsächlich mangelte es ihm nicht an Beweisen für diese Ansicht, wozu vor allem der Umstand zählte, daß er drei Namen führte und sein Familienwappen drei Eichenblätter aufwies. Außerdem hatte er drei Herrschern gedient, drei Kriege geführt und unter drei Friedensverträge seinen Namen gesetzt. „Und", meinte er eines Abends seinem Leibarzt Schwenninger gegenüber, „sind mir nicht während des Deutsch-Französischen Krieges drei Pferde unter dem Leib zusammengeschossen worden, habe ich nicht die Drei-Kaiser-Zusammenkunft veranlaßt und den Dreibund ins Leben gerufen!? Drei Kinder hat mir meine Frau beschert, der Wahlspruch meines Hauses lautet: „In trinitate robur", und wenn die Witzblätter nicht lügen", schloß er humorvoll, „habe ich auf meinem Kopfe nur drei Haare!"

 **Lustige Ecke** 



„Es steht auf dem Paket, daß es vor Weihnachten nicht geöffnet werden darf!

Wydawca, nakładem i czcionkami drukarni A. Dittmann, T. z o. p., Bydgoszcz.

Verantwortlicher Schriftleiter: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg